

Sonntag, 11. November 2007

Die bleichen Berge

Wir waren jetzt in Bozen. Unser Hotel war alt und gut in Schuss. Die Zimmer waren neu und ziemlich gemütlich. Ich kaufte mir einen Hut bei Rizzoli, der ältesten Hutmacherei in der Stadt. Den Hut wollte ich zukünftig beim Fischen tragen.

Seit heute regnete es. Wir spazierten durch die Altstadt und verzogen uns in eine Weinklause, wo wir uns an einen Tisch setzten, an dem schon Einheimische saßen. Der Wirt war ein Italiener; etwas mürrisch, aber den Wein, den er uns brachte, konnte man sich gefallen lassen. Es war ein Lagrein und seine Farbe war Dunkelrot und er schmeckte ein bisschen wie reife, schwarze Süßkirschen. Wir aßen verschiedene mit Olivenöl beträufelte Brote dazu; warmes, krosses, duftendes Brot. Scheiben von Tomaten, gehobelter Parmesan, frisches Basilikum, salzige Sardellen. Die Brote pfefferten wir grob aus der Mühle, bis uns der Schwarzpfeffer scharf in Nase stieg.

Die Stunden nach der Mahlzeit verbrachten wir auf unserem Zimmer. Wir machten es uns gemütlich und dann schliefen wir ein.

Als wir zum Abendessen aufbrachen, regnete es nicht mehr. Aber da die Wolken den Himmel ganz bedeckten war es grau und trist in den Straßen. Auf dem nassen Pflaster spiegelte sich das Licht aus den Häusern. Und weil die Läden geschlossen waren, waren auch keine Leute unterwegs. Es war die Zeit zwischen dem Nachmittag und dem Abend. In einer Auslage auf der anderen Seite der Straße sahen wir Licht. Angezogen von dem warmen Licht gingen wir hinüber. Bücher! Wir fragten den Mann, der uns begrüßte, ob es auch deutsche Bücher gäbe. Wir sahen sein freundliches Nicken und waren froh über unsere Entdeckung: Ein Laden voller Bücher an einem grauen Bozner Spätnachmittag. Eine ganze Weile stöberten wir herum. Es gab einfache braune Holzregale und ein rotes Sofa. Die Bücher waren nach Ländern sortiert und die Regale mit kleinen, weißen handgeschriebenen Zetteln markiert: spanische Autoren in spanischer Sprache, italienische in italienischer, französische in französischer, polnische in polnischer, deutsche in deutscher und so weiter. Natürlich gab es auch Übersetzungen. Ich kaufte ein Buch von Francisco Coloane, Feuerland. Außerdem ein Literaturmagazin. Das Magazin versprach eine Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder zu sein. Der Laden war wirklich gut sortiert und wir blieben bestimmt an die zwei Stunden. Als wir nach draußen sahen, war es fast dunkel und wir verließen die

Bücher. Bis zu dem Lokal, das wir aufsuchen wollten, war es nur ein kurzes Stück die nasse Straße rauf und es roch noch immer nach Regen. Durch die beleuchteten Fenster konnten wir nach drinnen sehen. Drinnen in der Gaststube saßen ein paar Leute bei Lampenschein und als wir eintraten kam der Wirt auf uns zu, ein Grauhaariger mit ebenso grauem Oberlippenbart. Er streckte seine Hand aus und wies uns einen großen Tisch an. Der Tisch sei reserviert, aber die Gäste würden erst später kommen. Wir bestellten eine Flasche Lagrein dunkel und ein großes Mineralwasser dazu. Wir entschieden uns für Leberknödelsuppe. Die Suppe kam, schmeckte kräftig und heizte ein. Der Hauptgang – Bratkartoffel mit Spiegelei – machte uns richtig satt. Von dem Salat, den es auch gab, aßen wir nicht mehr alles auf.

Auf dem Rückweg: wieder Regen. Also kehrten wir noch irgendwo auf einen Drink ein: Islay-Whisky, 12 Jahre alt, zwei Finger breit im Glas. Von unserem Platz aus sahen wir den Regen in langen Fäden fallen. Später wollten wir schnell ins Hotel kommen. Wir drückten uns an den Hauswänden entlang, an den Bars vorbei, die ausgestorben waren, kamen durch die Straße, wo sonst die schwarzen Nutten standen und sahen im Vorübergehen in die öffentlichen Grünanlagen, die jetzt gar nichts mehr Einladendes hatten. Über die Zebrastreifen traten wir nur auf die weißen Streifen und sahen bestimmt ziemlich betrunken aus.

Vor unserem Hotel standen ein paar Italiener und rauchten.

Wir beeilten uns, in den vierten Stock zu kommen. Der Aufzug war alt und das Holz aus dem er gebaut war knarrte beim Fahren. In der Enge des Lifts roch es nach altem Teppich und beim Hochfahren wackelte er hin und her wie

ein lockerer Zahn. Im Zimmer öffneten wir das Fenster. Unser Zimmer lag ruhig zum Garten und nach hinten raus. Von unserem Bett aus sahen wir

tagsüber auf die Weinberge. Jetzt sahen wir nur ein paar verstreute Lichter und die Umrisse einiger Häuser und die Lichter machten die Nacht noch schwärzer. Manchmal hörten wir einen Wagen oder ein Motorrad irgendwo die Bergstraße herauf oder herunter fahren oder vor einer Kurve hupen. Man hupt hier vor Kurven. Entfernt rumpelte der Fahrstuhl. Am dritten Morgen packten wir die Koffer. Das Taxi fuhr vor. Unser Fahrer war eine Fahrerin. Sie hieß Torggler. Sie half uns beim Gepäckeinladen und wir verließen Bozen. Der Himmel war jetzt leer über Bozen. Ein leeres Blau, aus dem die Sonne mit ihrer ganzen Sommerwucht auf die Stadt schien. Unsere Fahrerin hatte mit Erzählen angefangen. Sie erzählte von der Geschichte ihres Landes als wir durch das Tal der Eisack in Richtung Brixen fuhren. Zu der einen Seite konnten wir auf den Fluss sehen. Auf der Flusseite und auch gegenüber waren Burgen, Kastelle, Ansitze und Ortschaften an die Berghänge gepflanzt worden. Sie erklärte uns die verschiedenen Burgen; auch die Trostburg, auf der Walther von der Vogelweide gelebt hatte. Etwas später passierten wir den Eingang zum Grödnertal und ihr Zeigefinger wies auf einen Ort – eine Kirche, ein paar Häuser – in dem Oswald von Wolkenstein zuhause gewesen war. Eine weniger breite Straße verließ jetzt die Hauptstraße und das Tal und kletterte seitlich den Berg hinauf. Unsere Augen tasteten die Wiesen empor bis uns die Sonne blendete, und über die Wiesen zurück in Tal, wo der Fluss eine Schlangenlinie machte, und über die Wiesen und grünen und braunen Bergrücken bis ganz weit zum Horizont, wo die bleichen Berge unter dem blauen Himmel standen. Das waren die Dolomiten. Gipfel, die in Urzeiten vom Meer umspült waren. Von dem Meer, in dem kleine Tierchen schwammen, die zu Korallen wurden, bis daraus Riffe entstanden, die durch gewaltige Kräfte zusammengedrückt, gefaltet und aufgetürmt schließlich aus dem Wasser aufstiegen. In dem Ort namens Barbian machten wir Halt und verstauten unser Gepäck in einem Geländewagen. Wir waren guter Stimmung und es war uns etwas abenteuerlich zumute, als wir einstiegen. Am Ortsausgang bog unsere Fahrerin in einen Kastanienwald, durch den ein unbefestigter Weg führte. Als wir so durch den Wald schaukelten, dann an frisch gemähten Almwiesen mit von der Sonne gebleichten Holzgattern vorbei, über Wurzeln und Wasserrinnen, die jetzt trocken waren, sprach sie von dem Kastanienwald und den Kastanien. Von den Barbian-Kastanien, die Eigentum der Bauern seien, die sie auf dem Obstmarkt in Bozen verkauften, und die kein Fremder sammeln dürfe. Sie sprach davon, wie von etwas ganz Bedeutendem. Etwas ganz Seltenem. Wie von Gold oder Diamanten.

So schaukelten wir durch den Wald und schwiegen dabei. Wo wir aus dem Wald herauskamen, war der Gasthof zu sehen. Der Fahrweg führte in einem ausladenden Bogen auf das Haus zu. Wir kamen an und entluden unser Gepäck. Hier oben war es angenehm. Ein leichter Wind war zu spüren. Ein paar Leute sahen uns beim Ankommen zu. Mit Frau Torrgler verabredeten wir eine Vorbestellung: 13. September, 10 Uhr, Transport nach Brixen und zum Bahnhof. Wir sahen sie noch mit samt Wagen im Wald verschwinden.

Der Gasthof Bad Dreikirchen besteht zu großen Teilen aus Holz. Auf den Zimmern liegen Anweisungen, die besagen, wie man sich bei Feuer zu verhalten hat. Rauchen auf den Zimmern ist verboten. Wir waren zur Mittagszeit angekommen und suchten uns auf der großen Veranda einen Platz. An den kleinen Tischen mit den rosafarbenen, sauberen Tischtüchern saßen schon reichlich Gäste. Unterhalb der Veranda war ein Bauerngarten, in dem mannshohe Sonnenblumen standen und ins Tal blickten. Danach kam eine große Wiese, die steil abfiel, von einem staubigen Fahrweg geteilt wurde und danach noch steiler dem Waldrand zu abfiel. Von unserem Platz aus sahen wir die gegenüberliegenden, bewaldeten Berge. Wo kein Wald war, waren Almen und es gab versprengte Höfe und Ortschaften, die um Kirchen herum versammelt standen. Aus der großen Entfernung war

keine Bewegung auszumachen.

Wir saßen vor unserem Rotwein und tranken und redeten bis das Essen aufgetischt wurde. Wir waren glücklich mit dem, was wir bestellt hatten: Hauswurst mit Kraut, Spinat-Lasagne, grüner Salat und ein Korb mit verschiedenen Brotsorten. Wir hatten uns auf unser Zimmer zurückgezogen. Das Zimmer war groß und roch sehr gut nach Holz. Eine verglaste Tür führte auf die Veranda, die auch aus Holz gebaut war. Die Veranda war mindestens ebenso groß wie unser Zimmer. Ich Schritt sie in Breite und Tiefe ab und schätzte sie auf dreißig Quadratmeter und jeder Schritt war ein hohles Klopfen. Es gab einen runden Tisch, der nicht mehr als eine Holzplatte auf einem schmiedeeisernen Unterbau war, zwei Stühle. Die Stühle waren alt und wieder aufgemöbelt worden. Außerdem gab es noch einen mit weißem, grobem Baumwollstoff bezogenen Diwan. Wir ließen uns auf das einladende Möbel sinken und sahen in den Himmel, der jetzt fast ganz bedeckt war und die Wolken waren von den Berggipfeln kaum zu trennen. Wir lagen bequem und bald schliefen wir ein.

Am späten Nachmittag versuchte ich mich in dem großen Haus zurechtzufinden. Von der Veranda aus gelangte ich durch einen kurzen Verbindungsgang in den Schankraum. Von dort aus führten Ausgänge in die Küche, in eine Gaststube, in der drei kleine Tische standen, in die Diele – ein großer niedriger Raum, von dem vier Türen abgingen – und in den großen Gastraum, der vollkommen holzvertäfelt war. Die eine Schmalseite des Raumes hatte große Fenster und eine doppelflügelige verglaste Tür, die zur Veranda führte. Auf der gegenüberliegenden Seite gab es ebensolche Fenster und Türen, die verglast waren. Dahinter war das Klappern von Töpfen und Geschirr zu vernehmen. Zu sehen war nichts. Der Durchblick war hier mit buttergelben Vorhängen verdeckt worden. Ich folgte dem buttergelben Licht, das wie Sonne in den Raum strahlte und einen breiten goldenen Widerschein auf den gedielten Fußboden warf. Vom Speiseraum gingen zwei Türen ab. Hinter der einen war ein Raum, in der sich ein schwerer Flügel breitmachte. Ich sah ein Sofa, mehrere Sessel, tiefe Tische davor und eine Eckbank aus Holz. An den frischgekälkten Wänden hingen Ölbilder. Ein großes über dem Sofa zeigte ein verschneites Dorf im Winter. In einem Steinkrug beim Fenster standen rote Rosen auf einem Tisch. Der andere Raum war ganz anders. Es gab wenig Licht, ein paar Sessel mit abgewetztem Stoff, auch einen Sekretär, altmodische Stehlampen und kleine wacklige Tischchen; und es gab eine Bücherwand mit einer Trittleiter davor. Es war ein Ort, an dem es nach Geschichten roch. Ein Raum mit vielen Büchern. Eine Lesehöhle! Ich fragte mich, ob hier vielleicht die Seele des Hauses wohnte. Ich blieb eine Weile, um etwas davon nachzuspüren.

Ich forschte weiter und fand auch das älteste Zimmer im Haus. Ich war durch einen langen, dunklen Flur bis zum Ende gegangen. Solange, bis es mir fast zu dunkel geworden war. Dann war die Erleuchtung beim Öffnen der Tür gekommen: Die reine Freundlichkeit strahlte mir entgegen. Das Zimmer, in dem ich mich jetzt befand, war vollkommen in südliches Licht getaucht. Nur Licht. Wände und Decke waren weiß getüncht. Nur um die Deckenlampe herum erkannte ich noch gemalte Blumenmuster, die langsam verblassten. Es hatte Südlage und an zwei Seiten Fenster und eine Tür zum Balkon. Es war ein sehr schmaler, sehr langer Balkon, von dem es auf die ankommenden und abreisenden Leute herabsehen konnte. Am folgenden Tag wollte ich mich an die Arbeit machen. Ich wollte hier mein Buch zu Ende bringen. Beim Frühstück saßen wir im Freien und betrachteten die Wolken. Die Wolken lagen tief und sie würden sich nur allmählich aus den Tälern erheben, an den Bergspitzen festwachsen wollen, bis sie sich weiter höben und irgendwann im Sonnenschein auflösen würden. Ich behielt meinen Pulli an. Ich war nicht ganz auf der Höhe und fühlte mich schlecht und wir beschlossen, dass mir eine leichte Wanderung gut tun würde – Sollte die Arbeit doch warten. Der Weg führte aufwärts durch Fichtenwald und an kleinen Sturzbächen vorbei. Zögernd gaben die Wolken den Blick auf die Berge frei. Bald

konnten wir die Dolomitenspitzen sehen, die hinter den davorliegenden Bergen herausragten. Wir waren jetzt in einer Welt mit weitem Blick. Der Himmel war ein glattes blaues Tuch. Da war nichts, was den Blick verstellte. Vor uns die Ewigkeit der Berge. Über uns die Endlosigkeit des Himmels. Man konnte sehen, so weit man wollte. Und an irgendeinem Punkt fing man an, sich in sich selbst umzuschauen. Und auch da war nichts, was den Blick verstellte und wahrscheinlich fühlte ich mich deshalb nicht ganz wohl. Wir kamen wieder in Bewegung und wieder in den Wald. Der Boden war ja gut zu gehen, aber der Weg war steil und immer wieder mussten wir nach wenigen Metern atemlos und mit pochenden Herzen stehen bleiben. Nach Windungen und Gehpausen kamen wir schließlich an einer besonnten Wiese an, die frisch gemäht war und süß und irgendwie nach Kindheit roch. Hier waren wir auf der Höhe des Weges angekommen. Von einer Bank aus betrachteten wir das Bild: Etwas unterhalb von uns gab es eine Sennhütte, an der klares Bergwasser vorbei in eine natürliche Wanne lief. In dem glasklaren Wasser gab es Forellen. Gegen den hellen Grund der Wanne sahen ihre Körper dunkel aus. Wir zählten drei oder vier und dachten, dass sie eine prima Mahlzeit abgeben würden, dass wir sie in Butter schwenken und mit den Händen von den Gräten essen würden. Wieder beim Gasthof, waren wir müde. Wir zogen Schuhe und Strümpfe aus und legten die Beine hoch. Den ganzen Nachmittag waren wir faul. Ich beschloss die Arbeit an meinem Buch erst morgen aufzunehmen, las in Hemingways Fiesta und ging dann doch noch daran. Ich nahm mir die Notizen vor, die ich mir zu meinem Buch gemacht hatte und begann damit, sie durchzuarbeiten. Beim Abendessen planten wir für den nächsten Tag. Nach dem Nachtschlaf zogen wir uns in das Flügelzimmer zurück. Wir lasen und tranken den Wein leer und wurden bald schwer vom Wein, und spürten die Steigungen, die uns in den Knochen steckten. Es war an der Zeit, schlafen zu gehen. Am nächsten Tag lag die ganze Natur im Nebel. Wenn die Sonne stark genug wäre, würde es ein schöner Tag. Wir packten den Rucksack und füllten die Wasserflasche. Draußen war es kühl. Nach einem halbstündigen, schweißtreibenden Anstieg wurden wir vom Regen überrascht. Wir waren unterhalb von Briol unter Bäumen stehengeblieben und dachten ans Umkehren. Andere Wanderer gesellten sich zu uns und wollten sich vom Regen nicht am Weitergehen hindern lassen. Mir war kalt; ich spürte wie ich auskühlte. Eine Zeitlang verbrachten wir mit Warten. Der Regen hatte nachgelassen, als ich den Rucksack wieder aufsetzte. Aber als wir weitergehen wollten, nahm der Regen wieder an Stärke zu. Und als wir in Briol einkehrten, begann es erst recht aus Eimern zu schütten. In der bis auf Kopfhöhe mit Holz verkleideten Stube setzten wir uns an einen freien Tisch. Alle Tische hatten frische, weiße Decken. Wir fanden den Kellner, der gerade den Küchenofen feuerte und fragten nach heißem Tee. Er brachte zwei Kannen mit Lindenblütentee und zwei Tassen. Er war freundlich; ein kleiner, breitschultriger Mann mit bäuerlichem Gesicht, der italienisch und mit den Händen sprach. Wir waren bald trocken, aber uns war immer noch kalt. Ich schaute mich gerade in der Stube um, als sich die Tür öffnete und die Gruppe, die uns eben vorausgegangen war, hereinplatzte. Es waren vier. Sie schüttelten den Regen ab, stampften ein paar mal energisch mit den schweren Schuhen auf dem Boden auf, grüßten, setzten sich in eine andere Ecke und hinterließen nasse Flecken auf dem gescheuerten Holzboden. Im selben Moment kam von nebenan auch die Wirtin in den Raum und brachte mit ein paar Handgriffen einen Gasofen in Gang, der sofort Wärme produzierte. Das Ofenmetall machte Geräusche, wie es sich unter der zunehmenden Wärme ausdehnte. Die Wirtin war eine jugendliche, agile Person. Ihre Haut hatte sich einen Bergsommer lang schokoladenbraun gefärbt. Wir ließen uns sagen, was es zu Mittag gäbe und bestellten zweimal Flädlesuppe. Die Suppe kam und zusammen mit dem Ofen wurde uns jetzt endlich warm.

Am Nachmittag hockten wir unter kleinen Lampen in der Bibliothek und lasen und ich begann etwas in meinem Notizbuch zu schreiben. Draußen änderte sich wieder der Himmel und es sah ganz schön aus. Die Sonne kam hervor und verschwand wieder hinter Wolken. Das Wolkenbild veränderte sich ständig und mal fiel das Licht auf die Waldhänge und mal auf die Kuppen, die baumlos waren oder auf die graue Schroffheit der Dolomiten. Das Sonnenlicht bewegte sich immer fort an eine andere Stelle und die Wolken nahmen immer andere Formen und Farben an und ich besah mir das Naturschauspiel bis die Sonne hinter den bleichen Bergen verschwunden war.

Nachts glaubten wir uns der Zivilisation näher. Wir sahen ins Tal hinab und konnten die vielen Lichter der Fahrzeuge sehen, die sich auf der großen Straße bewegten. Eine dichte Kette von roten Lichtern in die eine und eine ebenso dichte Kette von weißen Lichtern in die andere Richtung. Ein gegenläufiger Strom nach Norden und nach Süden. Tagsüber wurde das ferne Rauschen des Verkehrs vom Zirpen der Grashüpfer überdeckt, nachts war es immer da, immer gleichförmig, und anders als das Rauschen eines Flusses oder das Rauschen der Blätter in den Bäumen; ein Rauschen von Menschen gemacht, monoton, wie das Rauschen eines elektrischen Föhns. Neben der Straße gab es eine Eisenbahnlinie. Das Rauschen war ähnlich, nur lauter und kürzer als eine Minute. So ein Eisenbahnrauschen kam unregelmäßig, kam und verlor sich wieder, und dann hörte man wieder die große Straße.

Die nächsten drei Tage waren sehr heiß gewesen und die Bauern hatten begonnen, das Heu zu wenden und schließlich aufzunehmen. Der Bauer fuhr in einem Traktor und zog eine Maschine, die das Heu aufnahm. Hinter der Maschine, die das Heu aufnahm, gingen zwei Helfer mit großen Reschen und sammelten das liegen gebliebene Heu. Durch die Luft wirbelte der Staub vom Heu und wir saßen auf der großen Veranda und schnüffelten wie es nach Sommer roch.

Wieder am Abend sahen wir die Dolomiten und sie sahen jetzt rötlich aus und in den Falten lagen tiefe, schwarze Schatten. Über dem Langkofel stand eine weiße Wolke, die aussah wie von einem Indianerfeuer. Wir saßen wieder in der Bibliothek und wenn wir hinaussahen, sahen wir einen blassblauen Himmel mit zartrosa Wolken, schwarze niedrige Berge vorn und rosafarbene hohe Berge dahinter. Die untergehende Sonne zeichnete die Farben auf den Fels. Da wo kein Licht mehr war, war auch keine Farbe.

Wir aßen eine Menge Abendessen und dazu tranken wir eine Flasche Vino Nobile de Montepulciano, einen 95er, der sehr rot war im Glas. Danach holte die Bedienung eine Flasche Schwarzgebrannten aus einem der Wandschränke. „Barbian-Whisky“, sagte sie, als sie die Flasche auf den Tisch stellte. Wir probierten und er schmeckte nach Alkohol und Zwetschgen. Die Flasche, die sie nach dem Zweiten oder Dritten wieder zurückstellte, war eine Ballantines-Flasche gewesen und war jetzt eine Barbian-Whisky-Flasche. Barbian-Kastanien waren also nicht das einzig Besondere an Barbian. Der Tag vor unserer Abreise war ein Sonntag. Aber eigentlich waren auch alle Tage vorher Sonntage gewesen. Wir hatten auf der Veranda in der Sonne gesessen und gefrühstückt. Nachher machten wir einen Spaziergang. Als wir in den Wald gingen, wurde es kühl. Wir hielten uns an den Händen und waren für den Augenblick glücklich mit uns und der Welt. Wir kamen an eine Wiese und wie wir so gingen, hörten wir plötzlich hinter uns das Hufschlagen herangaloppierender Pferde. Der Boden dröhnte, als sie herankamen. Sie kamen schon in der nächsten Sekunde aus dem Wald über eine Kuppe gerast und wir retteten uns mit einem Sprung in die Wiese. Es waren drei: Zwei Halflinger und ein Apfelschimmel. Die Reiter zügelten das Tempo, einer grüßte auf italienisch und dann beschleunigten sie wieder und rasten davon. Als wir am letzten Abend noch vor dem Essen in der Bibliothek saßen, hörten wir im Speiseraum Stimmen und es wurde Besteck aufgelegt auf die Holztische und Gläser klangen, die herangetragen

wurden und Schritte auf dem Holzboden und das Rücken von Stühlen war zu hören. Wir stellten uns alles vor. Die Stimmen, die wir hörten, waren uns vertraut geworden und wir konnten den Stimmen Gesichter zuordnen. Es war ein Kommen und Gehen beim Auftragen und dazwischen war das Klappern im Besteckkasten zu hören, und die Tritte auf dem Holzboden klangen hart und versetzten den Boden in leichte Vibrationen, die bis in die Bibliothek zu spüren waren. Mir brannten die Augen vom Starren auf mein Manuskript und vom Lesen, aber ich hatte die Hälfte meiner Arbeit geschafft und den ersten Teil meines Buches überarbeitet. Es war einiges, was zu bearbeiten war, besonders in den ersten vier Kapiteln. Den Rest hatte ich für die Zugfahrt vorgesehen und hoffte noch gut voranzukommen. Wir tranken noch einen Rest aus der Flasche vom Abend davor. Es war wieder Lagrein, obschon wir viele andere Rote probiert hatten. Ich fragte den Wirt, was wir unbedingt noch trinken sollten. Er brachte einen Dolcetto d'Alba, Jahrgang 96. Der Wein war ausgezeichnet. Voll, mit einem leichten Speckgeschmack; schwer, aber nicht zu schwer und es war ein wirklich guter Abschluss. Am Morgen kam unsere Verabredung. Wir verstauten die Koffer und fuhren den Berg hinunter auf die Hauptstraße. Nach Brixen waren es vielleicht zwanzig Kilometer. Am Bahnhof in Brixen setzte uns Frau Torggler ab und wir gaben unsere Koffer in die Gepäckaufbewahrung. Ein Jüngerer und ein Älterer nahmen unser Gepäck und gaben uns den Abholzettel. Wir gingen über die Via Statione Richtung Zentrum. An der Straße standen große Villen. An dem Giebel einer Villa war das Bild einer Biene aufgemalt; darunter stand: Lernt von den Bienen. Wir bummelten noch ein bisschen und gingen ein paar Gassen, Straßen und Plätze ab und waren auch im Dom. Wir aßen zu Mittag und gingen zum Bahnhof zurück. Wir lösten unser Gepäck aus, in dem wir zahlten. Der Jüngere gab die Koffer raus, aber das Trinkgeld wollte er nicht. Wir hatten uns angewöhnt erster Klasse zu fahren und daraus kann man lesen, dass es auch eine Zeit gab, in der wir uns das nicht leisten konnten, und jetzt genossen wir es. Von Bozen aus hatten wir zwei Pakete nach Hause geschickt, und als wir ankamen, waren die Pakete schon da. In dem einen Paket war mein Hut. In dem anderen waren getrocknete Steinpilze, Pfifferlinge, Tomaten und zwei Hände voll frischer Peperoncini.

Geschrieben von in Weite Welt um 13:34